

XL-Leseprobe

Seelennebel

Fantasy

© T. L. Reiber, Hybrid Verlag

1.

Es war wieder geschehen.

Das Stück Quiche glitt Aledis samt Heber aus der Hand. Ihr Kopf fuhr zu der Frau herum, die weinend mit zwei anderen Gästen an Tisch vier sprach.

»Bist du dir sicher?«, fragte der Mann und schob eine Packung Taschentücher über den Tisch.

»Was soll es denn sonst sein? Von einer Minute zur anderen hat sich Anna so verändert, dass ich sie nicht wiedererkenne. Seit Tagen weint sie nur noch und starrt trübe vor sich hin.« Die Frau griff sich ein Tuch und schnaubte laut hinein. »Keine seelische Krankheit

bricht so plötzlich aus. Ich sage dir, das war er! Der Nebelmann hat sie hinabgezogen.«

Der Nebelmann, pah! Was für ein Blödsinn, dachte Aledis, während sie sich umdrehte, um einen frischen Teller mit einem neuen Stück vom Quicheblech zu belegen. Alles nur Gerüchte. Reine Panikmache der Pharmaindustrie, damit die fünfmal so viel Pülverchen in Kapseln verkaufen können. Und was für ein kindischer Name! Energisch teilte sie den Rest des Bleches in gleichmäßige Teile und stellte es zurück in die gekühlte Auslage.

»Was ist los? Du bist ganz bleich.« Lorell, ihre Mitarbeiterin, kam mit einem leeren Tablett auf sie zu.

»Gar nichts.« Aledis pustete eine Haarsträhne von der Stirn. Sie wollte das Gespräch von Tisch vier wegwischen, zu ihrer Vernunft und Skepsis zurückfinden, aber es gelang ihr nicht.

»Ach, komm, stell dich nicht so an. Ich habe auch gehört, was die Frau gesagt hat und ich musste sofort an deine Schwester denken.«

»So ein Quatsch!« Aledis warf den benutzten Heber ins Spülbecken und sah Lorell mit zusammengekniffenen Brauen an. »Mit Nyah hat das überhaupt nichts zu tun! Ein Nebelmann, der Leute in eine Welt aus Trauer und Verzweiflung hinabzieht? Ich bitte dich! Wir leben im einundzwanzigsten Jahrhundert.«

»Okay, okay, ganz wie du meinst.« Lorell zuckte mit den Schultern und wandte sich ihrem Bestellblock zu.

Aledis aber konnte das Zittern ihrer Hände kaum noch unterdrücken. Auch Lorell musste also gleich daran denken. Nun ließ sich die Erinnerung nicht mehr verdrängen.

Die Erinnerung.

An den Tag, als ihre Schwester verschwand.

Vor weniger als einem Jahr hatte dieser Anruf ihr Leben aus der Bahn geworfen. Eine Sekunde lang blieb ihr Verstand wie blind. Was hat er gesagt? Krankenhaus? Aledis stand nur da und die Luft blieb im Hals stecken. Ihre Hand krampfte sich um das Telefon. Das Ohr fühlte sich plötzlich ganz heiß an.

»Bitte, können Sie das wiederholen? Wieso Krankenhaus? Hatte Nyah einen Unfall?«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, kein Unfall«, antwortete der Arzt in einem Tonfall, der im Übermitteln schlechter Nachrichten geschult klang. »Die Polizei hat Ihre Schwester aufgelesen und zu uns gebracht. Ins Emilien-Krankenhaus.«

»Die Polizei? O Gott, was ist mit ihr? Kann ich sie sehen?«

»Sicher, deshalb rufe ich an. Es sieht nach einem Nervenzusammenbruch aus. Atypisch zwar, aber keine Sorge, es ist kein unlösbares Problem. Vielleicht könnten Sie uns sogar helfen. Es ist nämlich so ...«

Er machte eine unerträgliche Pause. Aledis schnappte sich die Autoschlüssel und erreichte schon fast die Tür, als der Arzt seinen Satz beendete: »... dass Ihre Schwester nicht spricht. Das heißt, nicht verständlich spricht. Für eine gezielte Behandlung wäre es aber wichtig, an sie heranzukommen, mehr zu erfahren.«

»Bin schon unterwegs!« Damit war sie auf der Straße angelangt und sprang in ihren Fiat 500, der letzte Nacht zum Glück einen Parkplatz direkt vor der Haustür gefunden hatte. Das Handy landete auf dem Beifahrersitz.

»Verflucht, warum müssen ausgerechnet heute alle Ampeln auf Rot stehen?« Während Aledis mit trommelnden Fingern auf Grün wartete, hing das Telefonat weiter in ihren Ohren. Sie verstand immer noch nicht recht, was der Arzt ihr hatte sagen

wollen. Nyah hatte einen Nervenzusammenbruch? Sei verwirrt und müsse behandelt werden? Das konnte nur eine Verwechslung sein. Ihre Schwester war immer gesund und fröhlich. Ihr Optimismus ließ sich von nichts und niemandem beeinträchtigen, ihr Glas war immer halb voll. Und diese Frau sollte einen Nervenzusammenbruch gehabt haben? Lächerlich! Nyah bekam keinen Nervenzusammenbruch!

Man habe sie aufgegriffen, völlig verstört auf dem vierspurigen Westboulevard umhertaumelnd, und das Einzige, was Nyah sprach, seien unzusammenhängende Worte gewesen, in denen sich *Istari* und *Aldaloranthus* auffallend häuften.

Das war absurd. Das war nicht ihre Schwester!

Keine fünfzehn Minuten später vor der Klinik nahm sie frech die einzige Parklücke, obwohl ein VW schon in Warteposition stand. Egal. Jetzt blieb keine Zeit für Rücksicht. Sie musste da rein und klarstellen, dass es sich um eine Verwechslung handelte. Am Empfang erklärte man ihr, Nyah befände sich auf der Beobachtungsstation, Zimmer sieben. Den Gang entlang, dann rechts bis zur Glastür »Station B«. Aledis rannte los, dankbar für die Turnschuhe an ihren Füßen. Ledersohlen klackten auf Linoleum immer so laut. So weit reichte ihre Rücksicht dann doch noch.

Als Aledis die Tür zu Zimmer sieben öffnete, wurde ihr eiskalt. Furcht überkam sie. Sämtliche Hoffnung schwand. Ihre Beine fingen an zu zittern, die Knie butterweich. Schnell griff sie nach dem Fußteil des Bettes, um nicht auf dem Boden zu landen. Vor ihr auf dem Bett kauerte das Liebste, das sie auf der Welt besaß, die Beine angezogen und den Blick gesenkt. So hatte sie ihre Schwester noch nie erlebt. Wie erstarrt lauschte sie den

Worten, die Nyah fortwährend murmelte, und die überhaupt keinen Sinn zu ergeben schienen. Es klang wie ein Kauderwelsch, das nur entfernt an Sprache erinnerte. Aledis spürte, wie sich ihre Brust zusammenzog. Sie beugte sich zu ihrer Schwester hinunter und versuchte ein aufmunterndes Lächeln, aber ganz bis zu ihren Lippen kam es nicht.

»Nyah, Liebes, ich bin's! Kannst du mich hören?«

Sie hatte nicht ernsthaft mit einer Antwort gerechnet und zuckte erschrocken zusammen, als die Schwester prompt mit teilweise verständlichen Worten reagierte.

»Ich ... höre dich, *Mathair*, aber ich weiß nicht ... was los ist, *Aided*, woher ich komme, wo ich bin. *Oiche*. Der Schutz ... *Aldaloranthus* ... muss ihn einsetzen. *Istari und Dwyvach* ... darf nicht unterbrechen.«

Aledis war froh, dass ihre Schwester überhaupt eine Reaktion zeigte, aber die Art und Weise, in der Nyah sprach, entsetzte sie. Die Worte kamen monoton und mindestens zwei Tonlagen tiefer, als ihre Stimme eigentlich klang.

»Sonst ... bin ich ... verloren«, waren die letzten Worte, die Aledis an diesem Tag klar und deutlich von ihrer Schwester hörte.

»Ah, Sie sind schon da, sehr gut. Zum Glück fanden die Beamten Ihre Telefonnummer im Handy.«

Der Klinikarzt trat leise ins Zimmer. Wieder versuchte er, sie zu beruhigen. Ein wenig Ruhe, gezielte Medikation – dann würde es schon wieder werden. Doch all diese Erklärungen halfen Aledis nicht über die Beklemmung hinweg, die sich in ihr auszubreiten begann. Ohne es begründen zu können und gepaart mit einem unbehaglichen Gefühl, meinte sie, dass Nyah etwas Außergewöhnliches widerfahren war. Einfach nur Ruhe würde

da gar nicht helfen. Sie musste etwas tun. Sie musste ihr helfen, aber damals im Krankenhaus hatte es nicht den Hauch einer Ahnung gegeben, wie sie das anstellen sollte.

»Zwei Kaffee für Tisch acht.« Lorells Stimme holte sie in die Gegenwart zurück.

»Was? O ja, natürlich.« Aledis nickte ihr verwirrt zu. Das Café nahm wieder Formen an. Und damit auch die Gäste an Tisch vier.

»Ich glaube es trotzdem nicht«, flüsterte Aledis, während sie den Kaffee eingoss. »Obwohl ich immer noch nicht weiß, wie ich ihr helfen soll.«

»Wem helfen? Nyah?« Lorell klapperte hinter ihr mit Geschirr. »Nimmt sie denn die Medikamente regelmäßig?«

»Ja, schon, aber dieses Pharmazeugs hilft nicht die Bohne.«

»Dann freundest du dich vielleicht besser mit diesem Nebelfürsten an. Wenn du ihn bezirzt, sagt er dir bestimmt, was du tun musst.«

»Mach nicht so blöde Witze! Solche Wesen gibt es nicht und Punkt. Ich muss eine andere, eine logische Lösung für ihren Zustand finden.« Aledis setzte ein Lächeln auf und servierte den Gästen ihren Kaffee.

Ein Blick zur Uhr zeigte ihr, dass es für einen Spontanbesuch bei Nyah schon zu spät war. Hoffentlich kam sie klar, so allein in ihrer Wohnung. Aber in einer Klinik eingesperrt zu bleiben, stellte für sie beide nie eine Alternative dar.

»Hast du noch was vor oder könntest du heute alleine Schluss machen?« Aledis seufzte und straffte den Rücken.

»Ich glaube, ich sollte mal früher schlafen gehen.«

»Mach das.« Lorell strich ihr sanft über den Arm. »Deine Gesichtsfarbe ist immer noch recht unvorteilhaft und Schlaf soll ja bekanntlich schön machen.«

Kaum hatte Aledis den Schlüssel in der Tür gedreht, breitete sich vertraute Ruhe in ihr aus. Ihre Wohnung bestand aus nur einem Raum, der sich jedoch über das gesamte Dachgeschoss des Hauses erstreckte. Leichte Wände erweckten den Eindruck abgetrennter Wohn- und Schlafbereiche, aber in den großzügig gestalteten Öffnungen gab es nirgends Türen. Die einzige Ausnahme bildete das Badezimmer.

Sie atmete tief ein und kickte die Schuhe von den Füßen. Die vollen Bücherregale und die Fotos von ihrer Reise riefen: »Willkommen!« Große Fenster unterbrachen die überwiegend schrägen Dachflächen, sodass Aledis sich wie direkt unter dem Himmel vorkam. Eine kurze, sehr heiße Dusche, und schon kuschelte sie sich unter die Daunen.

Ein Gesicht. Ganz nah. Der widerstrebende Körper von unsichtbarer Kraft gezogen.

Zitternd schreckte Aledis hoch. Hatte sie geträumt? In ihren Ohren hämmerte dumpf ein viel zu schneller Herzschlag. Wie spät mochte es sein?

Sie schaute zum Fenster hoch. Draußen herrschte tiefe Dunkelheit. Trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre fürchtete sie sich plötzlich vor der Dunkelheit wie ein kleines Kind. Sie horchte tief in sich hinein. Da war noch etwas. Sie spürte es deutlich.

Etwas Lebendiges.

Er hatte also noch nicht gewonnen. Aledis war nicht versunken, abgerutscht in sein Reich, wo es nichts mehr gab, außer Traurigkeit und einer Verzweiflung, die nichts mehr vom bisherigen Leben des Menschen erkennen ließ, den der Nebelmann hinabgezogen hatte.

»Jetzt fange ich auch schon damit an«, brummelte Aledis und mühte sich, wieder einzuschlafen. Es war doch nur ein Traum. Aber für einen Traum fühlte sich alles viel zu real an. Der Mann. Zum Greifen nahe. Sie versuchte, sich genauer an das Gesicht zu erinnern. Faszinierend, mit unergründlichen Augen erschien es direkt vor ihr. Irgendetwas daran fesselte sie besonders. Irgendetwas, das nicht zu einem menschlichen Gesicht gehörte. Sie konnte nicht sagen, worum es sich handelte. Das Traumbild wollte nicht klarer werden. Je angestrongter sie die Erscheinung zu erkennen versuchte, desto rascher entglitt die Erinnerung ihrem inneren Auge wie ein immer schneller fahrender Zug.

Und was, wenn ihr tatsächlich der Nebelmann im Traum erschienen war? Aledis' kühler Verstand revoltierte vergeblich bei diesem Blitzgedanken. Vielleicht konnte sie mehr herausfinden, wenn sie Nyah von dem Traum erzählte? Vielleicht kannte ihre Schwester das Gesicht auch?

Nach einer ruhelosen Stunde sah Aledis ein, keinen Schlaf mehr finden zu können. Sie schwang die Beine über die Bettkante, um sich einen Kaffee zu machen. Das half doch immer beim Nachdenken. Und es half außerdem, die Zeit bis zum Morgen zu überbrücken, bis sie zu Nyah fahren konnte.

Mit der dampfenden Tasse in der Hand schlenderte Aledis zur gläsernen Gaube hin, ihrem Lieblingsplatz. Dort stand das alte Kanapee, das sie bei einem Trödler entdeckt hatte. Das Muster

wirkte verwaschen, kaum noch erkennbar, der Stoff schien bald Risse zeigen zu wollen. Dennoch sträubte sie sich, das Kanapee neu beziehen zu lassen. Es würde danach einfach nicht mehr so schön sein.

Sie hockte sich in *ihren Himmel*, wie sie es gern bezeichnete, und schaute in die von Sternen übersäte Nacht hinaus. Sie wurde es nie müde, den Sternenhimmel zu betrachten. Er übte eine Faszination auf sie aus, die sie stets aufs Neue vor Ehrfurcht erschauern ließ.

Ah, da waren sie, ihre Plejaden, eine Anhäufung von Sternen, die einer Traube Beeren ähnelte und die sie besonders liebte. Sie lächelte bei diesem Anblick und begrüßte das Sternbild wie so oft mit einem leise gesprochenen »Hallo«, wie einen lieben Freund. Wie immer mit dem ersten Kaffee des Tages und dem Blick in die Weiten des Himmels wanderten ihre Gedanken, von jeder Kontrolle befreit, auf eigenen Wegen und in nicht vorhergeplante Richtungen.

Ob es richtig wäre, Nyah von dem Traum zu erzählen? Sie schien nicht mehr sie selbst zu sein. Okay, manchmal gelang noch ein normales Gespräch mit ihr. Doch meist schien sie wie von einem Nebel umhüllt, den Worte kaum zu durchdringen vermochten. Weder von der einen noch von der anderen Seite. Ihre einst so klaren und meist ein wenig frech blitzenden Augen waren jetzt trüb, der Blick so leer, als gäbe es nichts auf der Welt, das sich anzuschauen lohnte.

Aledis beugte für den letzten Schluck Kaffee den Kopf nach hinten. Obwohl Nyah zehn Jahre jünger ist, waren wir immer unzertrennlich, sinnierte sie und schmunzelte, als ihr Blick das gerahmte Foto der Schwester auf dem Tischchen neben dem Kanapee einfing. Seit damals in der Notaufnahme verging

kaum ein Tag, ohne dass Aledis das Abbild betrachtete, als könnte sie ihre Schwester dadurch am Leben erhalten.

»Nyah wird in meinem Leben immer und ewig an erster Stelle stehen.«Es klang selbst in ihren eigenen Ohren wie ein Schwur. Sie holte sich einen zweiten Kaffee.

Komisch eigentlich, überlegte Aledis, während sie die warme Tasse in ihren Händen hin und her bewegte. Wir sind so verschieden. Die reinsten Gegensätze. Wie Nyah sie vom Foto anstrahlte. In ihren fröhlichen hellblauen Augen, die leuchteten wie der Frühlingshimmel, glühte der Schalk. Damit war sie auf die Welt gekommen, wie manche mit einem Muttermal. Zusammen mit der hellblonden Lockenpracht machte er sie gleich zum Liebling eines jeden, dachte Aledis neidlos. Eine Zeit lang glaubte Nyah sogar, ihr Name sei *Süße*, weil sie in ihren ersten Jahren meist so und fast nie mit ihrem wahren Namen angesprochen wurde. Sie war der Quirl der Familie, zu jedem Unfug sofort bereit und gänzlich ohne Schuldbewusstsein.

Was kann sie nur so verändert haben, fragte sich Aledis betrübt, während die Bilder aus der Vergangenheit in ihr verblassten.

Als der Himmel endlich den Morgen verkündete, hatte Aledis es besonders eilig, ihre Schwester zu sehen und fuhr gleich in der Frühe zu ihr.

»Ich hatte einen furchtbaren Traum«, platzte sie heraus, als Nyah ihr die Wohnungstür öffnete.

»Träume sind gut«, sagte Nyah mit ihrer neuen, fast teilnahmslosen Stimme. »In Träumen lebt man noch.«

Aledis wurde fast schwindelig bei diesen Worten. Sie unterdrückte mühsam die aufkommenden Tränen. Die Reaktion

ihrer Schwester erstickte jede Absicht im Keim, Näheres über ihren Traum zu erzählen. Wieder wurde ihr die Notwendigkeit bewusst, herauszufinden, was oder wer ihrer Schwester das angetan hatte. Sie fühlte, dem Schlüssel zu dem Geheimnis ganz nahe zu sein. Ihr analytischer Geist wehrte sich standhaft, dabei irrationale Möglichkeiten auch nur in Erwägung zu ziehen. Aber eines wusste sie mit absoluter Bestimmtheit: Sie musste ihre Schwester befreien, damit sie ins Leben zurückfand.

Während sie in die ausdruckslosen Augen blickte, versprach sie: »Ich werde es herausfinden! Ich will dich wieder lachen sehen!«

»Lachen?«, fragte Nyah, als sei das etwas aus so weiter Ferne, dass sie sich nicht mehr erinnern konnte. »Worüber lachen? Dazu muss man Freude empfinden können. Ich weiß aber doch gar nicht mehr, wie sich Freude anfühlt.« Und sogleich wechselte ihr Ausdruck in vorgetäuschte Zuversicht, wie Aledis sofort erkannte, als Nyah sagte: »Ach, was soll's. Ich bin nur erschöpft, das geht sicher bald vorüber! Vielleicht sollte ich mir mal ein Wellnesswochenende gönnen.«

Aledis bemerkte das falsche Lächeln, das den Mund dehnte. Als wäre diese Aussage nicht schon aufgrund ihres jugendlichen Alters lächerlich genug, hatte sie diesen Satz nun schon viel zu oft und seit zu langer Zeit von ihrer Schwester gehört, als dass er ihr Mut hätte machen können. Die Worte klangen ein wenig müde, wie abgenutzt durch unzählige Male der Wiederholung.

2.

Nyah saß zusammengekauert in ihrem blau geblühten Lieblingssessel, nachdem ihre Schwester gegangen war. Sie spürte die Sorge in Aledis' Worten sogar jetzt noch, aber vorhin war sie unfähig gewesen, die Schwester zu beruhigen. Schuldgefühle und Hilflosigkeit übermannten sie und ihr Kopf sackte nach vorne. Sie malte sich aus, wie Aledis jetzt wieder einmal im Café über ihre, Nyahs, Veränderung grübelte, die sie so lustlos und traurig machte.

»Wenn ich ihr das nur ersparen könnte!« Sie fühlte sich verantwortlich für die Zeit, die ihre Schwester mit solchen Gedanken verbrachte; vergeudete Zeit, denn Hoffnung auf Besserung gab es nicht! Diese Überzeugung schrie so laut in ihrem Inneren, dass sie fast meinte, Aledis müsse die Worte hören können.

Wieder rann ein Tränenfluss Nyahs Wangen hinab. Sie verspürte überhaupt keine Hoffnung, in ihr gab es nichts mehr, das einem solchen Empfinden die nötige Kraft geben konnte. Deshalb saß sie auch nun wieder mit hochgezogenen Beinen im Sessel und konnte sich kaum noch an die Zeit erinnern, als sie diese kleine Dachgeschosswohnung mit Freude und großem Elan eingerichtet hatte. Dabei war das noch nicht einmal ein Jahr her.

Nyah hatte darin viele Dinge untergebracht, an denen sie besonders hing, die eine bestimmte Erinnerung mitbrachten. So stand unterhalb des Dachfensters die alte, leicht verbeulte Milchkanne aus dem kleinen Dorf ihrer frühen Kindheit. Wie in einer Boden vase steckten in ihr drei etwa achtzig Zentimeter hohe Blumen aus buntem Krepppapier. Diese Blumen verkörperten das

Versprechen ewiger Treue für sie und ihre damals beste Freundin Elsa. Jedes der Mädchen besiegelte den Schwur durch das feierliche Geschenk dreier selbst gebastelter Blumen.

»Die Kanne mit den Blumen muss unbedingt in meine erste eigene Wohnung einziehen.« Das stand fest. Bei ihrem Anblick verspürte Nyah bisher ein warmes Gefühl, das gegen Traurigkeit und Einsamkeit half. Gegen normale Traurigkeit, nicht diese. Jetzt halfen die Erinnerungen an Elsa und die Kanne nicht mehr. Das warme Gefühl blieb verschwunden, wie lange sie auch auf die Blüten starren mochte.

Wann hat das angefangen? Was habe ich falsch gemacht? Warum gerade ich?

Sie konnte es nicht kontrollieren. Eines Tages begannen die Tränen, sich aus ihren Augen zu drängen und unaufhörlich über ihre Wangen zu rinnen. Immer wenn sie darüber nachdachte, kam ihr dasselbe verschwommene Bild einer schönen Frau mit honigfarbenem Haar und eine bestimmte, völlig fremde Musik in den Sinn. Jedes Mal. Dabei hatte sie die Musik nur ein einziges Mal gehört.

Unheimliche Musik. Überirdische Musik.

Ergreifend melodiös.

Als Nyah sie damals hörte, geschah etwas mit ihr, da war sie sicher, obwohl sie keinerlei Erinnerung mit dem Tag oder Ereignis verband, mit dem alles begann. Ebenso sicher wusste sie, dass sie zu niemandem darüber sprechen würde. Nicht einmal zu Aledis oder Gregor, den beiden Menschen, die ihr am nächsten standen. Zu übermächtig drohte ihre Angst, irrsinnig zu sein oder dafür gehalten zu werden.

Musik zu hören, die niemand erkennbar spielte, Tonfolgen zu hören, die unmöglich mit Instrumenten dieser Welt oder mit menschlichen Stimmen erzeugt worden sein konnten, erschreckte sie nicht nur, es entsetzte sie. So etwas gab es nicht in Wirklichkeit. Solch unbeschreiblich Mysteriöses konnte und würde ihr niemand glauben. An Geister und Mysterien hatten die Leute im Mittelalter geglaubt. Nyah lebte heute und sollte es besser wissen. Aber wenn nicht ... Panik erfasste sie erneut. Sie fürchtete sich, den Satz zu Ende zu denken.

Sie ließ den Blick in der Wohnung umherschweifen, streifte prüfend all jene einst so geliebten Kleinigkeiten, aber keine berührte ihr Inneres. Und wieder einmal spürte sie, wie die massive Traurigkeit, die nicht zu ihr gehörte, von ihr Besitz ergriff. Sie weinte lautlos in sich hinein, stundenlang; weinte und schämte sich für jede Träne.

~

Aledis versank tatsächlich in tiefem Grübeln, als sie sich notgedrungen wieder auf den Weg machte, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen. Die sorgenvollen Gedanken verließen sie den ganzen Tag nicht mehr, wirbelten noch in ihrem Kopf umher, als sie sich am Abend erschöpft auf ihre Couch fallen ließ.

Unterwegs hatte Aledis sich noch schnell eine Pizza besorgt. So gerne sie auch kochte, heute fehlte ihr dazu jeder Antrieb. Dann muss es eben ein fertiges Abendessen geben, beschloss sie. Immerhin kam die Pizza nicht aus der Tiefkühltruhe, sondern von Sandro, dem Italiener um die Ecke.

»Ciao Bella!« Immer begrüßte Sandro sie mit diesen Worten und einem obligatorischen Handkuss. Diese kleine Geste bedeutete Aledis viel. Mit einem zwar günstigen, aber dennoch guten Chianti und der Pizza stand nun ein Abendessen vor ihr, mit dem man zufrieden sein konnte.

Während des Essens kreisten die Gedanken weiter unablässig um ihre Schwester und was damals mit ihr so plötzlich, ohne jeden Hinweis auf eine medizinisch erklärbare Erkrankung geschehen sein mochte. Wie Aledis es auch drehte und wendete, sie verstand es einfach nicht. Sie betrachtete ihre Welt stets realistisch. Um etwas gegen ein Problem unternehmen zu können, musste sie es zunächst verstehen. So lautete ihre Lebensphilosophie. Danach handelte sie schon immer. Das machte ihr Leben vorhersehbar und ruhig. Sie wollte keine Abenteuer und erst recht keine Mystik darin. Als mystisch bezeichnete Begebenheiten sah sie als unreal an. Sie fanden nur in den Köpfen von Menschen statt, die nicht mit beiden Beinen im Leben standen. So etwas war nichts für Aledis. Sie hatte alles unter Kontrolle.

Aber dies hier – unvermittelt kam ihr die Frau von gestern an Tisch vier wieder in den Sinn –, diese unerklärliche Sache, von der neben Nyah inzwischen viele Menschen in der Stadt erfasst waren, was sollte sie davon halten? Wie sollte sie ein Problem lösen, wenn die Ursache rational nicht greifbar war? Aledis wollte nicht an einen dubiosen Nebelmann glauben, wehrte sich mit aller Kraft dagegen.

Und doch, dieser Traum... er schien ihr so real... Sie schwenkte den Wein im Glas, verlor sich einen Moment in dem kräftigen Rot, bevor sie trank. Fordernde Augen tauchten blitzartig hinter ihrer Stirn auf. Augen in der Farbe von Met, ein

dunkles Gelb, fast golden. Sie erschauerte. Und wenn es ihn nun doch gab? Aber nein. Blödsinn! Sie schüttelte den Kopf und besann sich auf die Gabel in ihrer Hand. Der Zweifel blieb.

Ein schrilles Klirren erfüllte den Raum.

Aledis schreckte hoch. Vorsichtig ordnete sie die Welt, soweit sie sich erkennen ließ und bemühte sich um klares Denken. Draußen alles stockfinster, also Nacht. Sie befand sich in ihrer Wohnung, saß auf ihrer Couch. Soweit keine Gefahr. Um ihre Füße herum lagen Scherben, sowohl auf als auch neben dem Teppich. O Gott, ich muss eingnickt sein und dabei ist mir das Weinglas aus der Hand gefallen, stellte sie erschrocken fest. Zum Glück war das Glas leer gewesen. Um Rotweinflecke muss ich mich also nicht kümmern. Die Scherben haben bis morgen Zeit. Aledis versuchte, die gleichzeitig erwachten düsteren Gedanken über Nyah fürs Erste zu verdrängen und schlurfte zu ihrem Bett hinüber. Sie dachte mit Grauen daran, dass sie für den nächsten Tag die Frühschicht übernommen hatte, rollte sich zusammen, zog die Decke bis über die Schultern und schloss die Augen.

Ein wenig beneidete sie ihre zwei Mitarbeiterinnen im Café, die den Job neben ihrem Studium machten. Eigentlich hatte Aledis sich einen völlig anderen beruflichen Weg vorgestellt. Etwas Wissenschaftliches, Archäologie vielleicht und dabei Aufsehen erregende Altertümer entdecken, oder alte Sprachen erforschen. Philosophie fand sie auch faszinierend, konnte stundenlang an tiefgründigen Worten festkleben.

Doch der plötzliche und viel zu frühe Unfalltod ihrer Mutter löschte jeden Wunsch, sich an einer Universität einzuschreiben, aus. Ganz vorne auf der Liste stand auf einmal die Notwendig-

keit, für Nyah und ihrer beider Lebensunterhalt zu sorgen. Die beiden Mädchen standen unvorbereitet vor der Schwierigkeit, sich allein durchs Leben zu kämpfen, denn weitere Angehörige gab es nicht.

»Zu viele Gedanken und die falschen noch dazu.« Aledis drehte sich mürrisch auf die andere Seite. Das alles war doch schon sieben Jahre her und sie musste endlich schlafen!

Ein dumpfes Knirschen ließ sie aufhorchen. Gregors klemmende Balkontür. Er schlief also auch noch nicht. Ein warmes Lächeln erfüllte sie. Fast hatte sie vergessen, wie schwer es ihr anfangs fiel. Zum Glück zog Gregor damals, genau zum richtigen Zeitpunkt, in die Wohnung direkt unter ihr. Ohne ihn hätte sie es nicht geschafft, das kleine Café aufzubauen und zu dem florierenden Geschäft zu machen, auf das sie heute stolz sein konnte. Schließlich war Nyah erst neun Jahre alt gewesen, ein ohnehin schwieriges Alter. Dennoch blieb Gregor trotz seiner vierundfünfzig Jahre unermüdlich, dem Kind die Welt, das Mysterium von Tod und Leben und die Matheaufgaben zu erklären. Wann immer Aledis ihre Schwester nicht selbst betreuen konnte, stand Gregor mit offenen Armen bereit zu helfen.

Gregor war ein komischer Kauz. Er hatte nie geheiratet, und seit Aledis ihn kannte, gab es auch keine Frau in seinem Leben.

Es wäre maßlos übertrieben, Gregor als ansprechend im Sinne von gutaussehend zu bezeichnen. Sein Gesicht strahlte aus jeder Pore Ablehnung und Kampfeslust aus. Die kleinen, grau blitzenden Augen unterstützten diesen Eindruck nachhaltig. Seine rostroten Haare standen wie die Borsten eines alten Handfegers um seinen Kopf herum. Wahrscheinlich trug er sie meist kurz

geschnitten, um diesem Vergleich so wenig Nahrung wie möglich zu geben. Was oben geschoren wurde, spross am Kinn umso üppiger: Gregor trug einen langen Bart, den er – als sei das noch nicht genug – teilte und zu zwei geflochtenen Zöpfen arrangierte. Als Aledis ihn zum ersten Mal sah, fühlte sie sich an einen Wikinger erinnert, der unmittelbar davorstand, mit lautem Gebrüll anzugreifen.

Allein der Klang seiner Stimme konnte so voller Zärtlichkeit sein, dass er alle anderen Eindrücke fortschwemmte, als seien sie nur einem Hirngespinnst des Lauschenden entsprungen. Und genau dieser Klang erreichte Aledis als Erstes, als Gregor damals an ihrer Tür klingelte, um sich als ihr neuer Nachbar vorzustellen. Wenige Worte, die durch die geschlossene Tür zu ihr drangen, aber genug, um dem Zauber seiner Stimme zu erliegen. Aledis fühlte sich sofort zu ihm hingezogen.

Von diesem Tag an besuchten sie einander häufig »auf ein Glas«, unterhielten sich und lachten oft die halbe Nacht durch, nachdem Nyah eingeschlafen war. Dabei waren ihre Themen so vielseitig und intensiv, dass Aledis bald das Gefühl bekam, Gregor bereits seit Jahren zu kennen. Er zeigte besonders viel Interesse an ihrer Familie und dem Schmerz, den sie erleiden musste. Darüber zu sprechen, tat Aledis gut, obwohl manchmal der Eindruck entstand, ausgehorcht zu werden. Ungewöhnlich viele Fragen betrafen ihre Mutter und die Umstände ihres Todes. Woher wusste Gregor eigentlich, dass auch sie olivgrüne Augen gehabt hatte?

Nachdem die erste Schicht, die wegen der vielen Frühstücksgäste anstrengendste, hinter ihr lag, fuhr Aledis zu ihrer Schwester.

»Hey, hast du einen Saft für mich? Ich bin im Café zu gar nichts gekommen«, sagte sie statt einer Begrüßung und ging an Nyah vorbei zur Küchenecke. »Ich dachte, wir könnten spazieren gehen«, rief sie über die Schulter, während sie den Kühlschrankinhalt untersuchte. »Warst du gestern draußen? Ich jedenfalls könnte jetzt frische Luft vertragen.«

»Bring mich ans Meer.«

O je, so schlimm ist es mal wieder, dachte Aledis und bemühte sich, ihre Schwester nur beiläufig anzusehen. Manchmal ertrug sie den Blick aus diesen glanzlosen Augen nicht. Ohne Leben. Sie wusste, dass hinter dem Wunsch ihrer Schwester gefährliche Suizidzwänge standen. Das Meer half. Also war es gar keine Frage, wohin der Ausflug gehen würde. Wieder stieg in ihr die Gewissheit klar und deutlich auf, dass sie Nyah von diesem schrecklichen Gefühlschaos befreien musste. Aber wo sollte sie bloß anfangen, nach einer Lösung zu suchen? Sie fühlte sich so hilflos.

Die Fahrt ans Meer dauerte nur etwa eine Stunde. Schon von Weitem bot sich ihnen der vertraute Anblick auf endloses Wasser, und als Aledis den Wagen abschloss, floss ihr die Ruhe der rauschenden Wellen direkt in die Glieder. Sie schloss die Augen für einen Moment, sog den salzigen Geruch von Algen und Tang ein, lauschte dem Gelächter der Möwen. Dann legte sie den Arm um ihre Schwester, schob sie leicht vorwärts zur Wasserkante und wandte sich nach rechts, dem schwachen Wind entgegen. Nyah ging schweigend neben ihr und sammelte hin und wieder einen Stein auf.

»Sie müssen blau sein«, sagte sie mit Nachdruck. »Blau, rund und glatt. Sonst haben sie keine Kraft, meint Gregor.«

»Wofür denn Kraft?«

»Lebensfreude. Sie bewahren sie in sich, und wenn du sie mit der Hand umschließt, kann die Lebensfreude auf dich übergehen.«

Aledis runzelte ungläubig die Stirn. Eine Frau kam ihnen langsam entgegen. Ihr nach unten geneigter Kopf hob sich, als sie auf einer Höhe waren, aber sie schien die Schwestern nicht wirklich wahrzunehmen.

»Die sucht auch«, sagte Nyah unvermittelt.

»Woher willst du das wissen?«

»Der Ausdruck ihrer Augen«, erklärte Nyah tonlos. »Es ist nur noch wenig Lebensfreude in ihr. Wenn die Steine ihr nicht helfen, wird sie bald gehen.«

Aledis blieb erschrocken stehen. Wieso gehen? Und wohin? Sie traute sich nicht, die Frage laut auszusprechen. Denn ihr wurde sofort klar, was Nyah meinte. Oh, nein! Bitte nicht das! Ich will dich nicht verlieren! Innerlich schluchzte Aledis auf.

»Was hat Gregor dir da bloß für einen Quatsch eingeredet«, versuchte sie, das Thema zu wechseln und von ihrer inneren Furcht abzulenken. »Ich finde auch, dass die Blauen besonders schön sind. Aber Lebensfreude speichern ..., also wirklich! Ich werde mit Gregor reden müssen.«

»Du darfst nicht mit ihm schimpfen!« Nyahs Protest kam mit hoher, ganz aufgeregter Stimme. »Gregor erzählt nicht einfach mal etwas. Er braucht das nicht. Er muss sich nicht wichtig machen.« Sie stampfte mit dem Fuß auf. Der weiche Sand verschluckte das Geräusch. »Was er sagt, ist richtig und voll tiefer Bedeutung«, verteidigte sie ihren Spielgefährten, Ersatzvater, Freund und Lehrer.

Aledis registrierte insgeheim glücklich, wie stark die hellblauen Augen plötzlich wieder blitzten und mit wie viel Enthusiasmus sie für »ihren« Gregor eintrat. Ihr Blick ruhte mit tiefer Liebe auf Nyah. Diese unverhoffte Erkenntnis gab ihr neue Hoffnung. Es war noch nicht zu spät. Sie würde noch Zeit haben, eine Lösung zu finden.

~

Die Glocke ertönte. Gelangweilt, eher automatisch, schaute der rothaarige Mann zur Tür und musterte die zwei Frauen, die auf der Schwelle des Cafés standen. Eine von ihnen deutete hinaus zu der anderen Straßenseite. Eine junge Frau ging dort gemächlich an den Geschäften vorbei. Sie schlurfte beinahe. Ein kleiner Junge neben ihr weinte und zog sie am Rockzipfel, doch die Mutter ging einfach weiter. Beachtete ihn nicht.

Mittlerweile ließen sich die beiden Frauen an dem benachbarten Tisch nieder und bestellten Kaffee. Auf dem Gesicht der Brünetten lag ein ängstlicher Ausdruck und sie schien verwirrt, während die andere versuchte, sie zu beruhigen. Der Mann tupfte mit einer Serviette seinen geflochtenen Bart entlang und wollte sich schon wieder abwenden, als die Brünette zu sprechen begann.

»Hast du die Frau mit dem Jungen nicht gesehen? Glaubst du mir jetzt? Man konnte die Traurigkeit in jedem ihrer Schritte sehen! Es werden immer mehr ...«

Normalerweise hätte Gregor das Gespräch zweier Frauen im Café wenig interessiert, doch dieser scheinbar bedeutungslose, unvollendete Satz weckte seine Aufmerksamkeit.

»Du bildest dir das ein, Rose. Diese Frau ist bestimmt einfach nur müde. Das hat sicher nichts damit zu tun, was deiner Mutter passiert ist.« Das Kinn ihrer Freundin begann zu zittern.

»Doch, meine Mutter sieht jetzt immer genauso aus wie diese Frau. Derselbe Gesichtsausdruck, dieselben leeren Augen.« Ihre Stimme klang brüchig vor Kummer, sie schlug die Augen nieder. Der Kaffee wurde gebracht und ihre Freundin schob Rose die Tasse hin.

»Trink einen Schluck, dann geht's dir besser, glaub mir.« Beruhigend lächelte sie Rose an.

»Nein! Es wird nicht besser werden. Bestimmt nicht. Der Nebelmann hat sie hinabgezogen, ich weiß es. Jeden Tag geht es ihr schlechter und ich weiß nicht, was ich noch tun soll.« Eine Träne rann über ihr blasses Gesicht. »Ich habe seitdem jede Nacht Angst zu schlafen.« Sie schluchzte jetzt. »Am liebsten würde ich gar nicht mehr schlafen. Es geschieht etwas und es geschieht nachts.«

Damit verstummte sie und schaute Hilfe suchend zu der Freundin, doch auf deren Gesicht lag dieselbe Ratlosigkeit.

Gregor fuhr sich mit einer Hand über die roten Stoppelhaare, dann sprang er auf.

3.

Laurin malte sich aus, wie es sein würde, mehr und mehr, ja vielleicht sämtliche Menschen dieser Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Er kostete diesen Gedanken aus, konnte ihn förmlich auf der Zunge schmecken. Und doch – der anfängliche Genuss ließ nach. Auch verlangte es ihm von Mal zu Mal mehr Anstrengung und Kraft ab, weshalb er seine Streifzüge nur noch in größeren Abständen unternahm.

Er fragte sich, ob das Gefühl nie zuvor gespürten Glücks sich noch steigern lassen würde. Das Erlebnis mit dieser jungen Frau, die er in ihrem Traum aufgesucht hatte, ließ ihn zweifeln. Fast überwältigt, kam sie beinahe schon an in seiner Welt. Ihre glücklichen Gefühle für ihn schon zum Greifen nahe, er spürte bereits, wie sie ihn zu stärken begannen. Doch plötzlich riss ihn etwas fort von ihr. Er vermochte nicht zu deuten, was es war. So etwas war zuvor noch nie geschehen.

Seit Jahren schwebten alle anderen Menschen problemlos zu ihm hinüber, gaben ihm all ihre Glücksgefühle und lebten danach in ihrer Welt nur noch als triste Hüllen.

Die Stirn in Falten gelegt saß er lange in dem prunkvoll ausgestatteten Raum, der keinerlei Wärme ausstrahlte, weil dazu Eigenschaften nötig waren, die Laurin nicht besaß, und suchte nach Gründen für die Opferbereitschaft der Menschen. Oft nahmen sie ihn gar nicht wahr, manchen kam er auch sehr nahe. Alle blieben wie gebannt stehen und machten sich zum leichten Ziel für seinen Angriff. Besonders Frauen. Dabei fand er sich weder schön noch sonst irgendwie anziehend. Gewiss, er war hochgewachsen und sein muskulöser Körper nicht antrainiert.

Er strich sich das Haar aus dem Gesicht, die schwarzen Wellen fielen auf die Schultern. Genervt bemerkte er die Spiegelung im silbernen Weinkrug: Im Fackellicht schimmerten kaum sichtbar feine Strähnen in einem für Haare ungewöhnlichen Farbton von feurigem Orange. Sie interessierten ihn nicht. Als er die Strähnen vor Jahren zum ersten Mal im Spiegel entdeckte, fand er sie ebenso abstoßend wie seine gesamte Erscheinung. Was also brachte in seinen Opfern diese lähmende Faszination hervor?

Hart stellte er das Kristallglas ab und stemmte sich mit beiden Händen aus dem antiken Lehnstuhl. Er musste wieder in die Stadt.

~

IMPRESSUM
Neuaufgabe 05/2022

© by T.L. Reiber
© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Seelennebel

Autorin: T.L. Reiber
Lektorat: Matthias Schlicke
Korrektorat: Nola Reiber
Buchsatz: Lena Widmann

ISBN Taschenbuch: 978-3-96741-152-2

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des
Verlags wiedergegeben werden.